

Barcelona am Verhungern

Augenzeugenbericht über die verzweifelte Lage in der katalanischen Hauptstadt

Mit welch furchtbaren Mitteln das sowjetspanische Regime den sinnlosen Widerstand gegen die siegreichen Franco-Armeen erhaut, zeigt der ungenügende Bericht eines englischen Journalisten, der ausnahmsweise einen Tatsachenbericht aus Katalonien in London veröffentlicht hat.

Der spanische Bürgerkrieg wütet weiter. Trotz der entscheidenden Siege und des unaufhaltsamen Vorrückens der nationalen Armee werden die sowjetspanischen Machthaber nicht kapitulieren. Sie wissen um die Sinnlosigkeit ihres Widerstandes. Und eben deshalb sind die Mittel so verwerflich, mit denen sie im Hinterland, in der Heimat, in der Etappe den Widerstand an der Front erhalten. Sie zerkühen den letzten Rest an Wohlstand, begraben allen Lebensmut der Bürger in einem Elend ohne Gleichen. Den Hunger, den Mangel an elektrischem Strom und die Zerrüttung aller normalen Lebensverhältnisse empfindet jeder Katalane als doppelt entsetzlich, weil er weiß, er leidet umsonst, der Kriegsspieler hat gegen ihn entschieden. Diese Grunderkenntnis spricht aus jeder Zeile des englischen Journalistenberichts, geschrieben von einem Manne, der gewiß nicht besonderer Sympathien gegenüber der Herrschaft und Staatsauffassung im Spanien Francos verdächtig ist.

Das Schlimmste aber ist der große Mangel an Nahrungsmitteln. Ein großer Teil der Bevölkerung von Barcelona hungert. Bei den Genossenschaften können die Mitglieder zwar auf Karten Lebensmittel in schmalen Rationen kaufen. Stundenlang stehen die Hausfrauen Schlange. Auf den Märkten selbst sind die meisten notwendigen Lebensmittel unerhältlich. Es gibt weder Früchte, Oliven, Del, Butter, Käse, Milch, Eier, Gemüse, Zucker noch Wein in ausreichendem Maße. In den leeren großen Räumen der Markthallen findet man meistens ein bißchen grünes Gemüse, ein paar Zitronen, ein wenig Fleisch und ein paar Fische. Die Preise sind furchtbar gestiegen. Ein Kilogramm Reis, das früher einen Pefeta kostete, hat heute den Wert von dreißig Pefeten. Ein ungelerner Arbeiter verdient täglich gerade zehn Pefeten; das genügt eben, um acht kleine Sardinen zu kaufen. Selbst in den Hotels für Ausländer gibt es schlecht und mangelhaft zu essen. Im besten Hotel, dem Rajette, erhielt man noch schwarzen

Kaffee, ein wenig Zucker und im allgemeinen — aber nicht immer — ein Brötchen. Mittags und abends gibt es Reisoppor, etwas Fisch oder Fleisch, manchmal Gemüse, getrocknete Mandeln. „Apfelsinen und Wein-Vorräte gingen gerade während meines Aufenthaltes dort zu Ende“, bemerkt der Berichterstatter. Im zweiten Hotel, dem Hotel Bristol, gibt es weder Kaffee, Zucker, Gemüse, noch Früchte, wohl aber etwas wässrigen Tee. Amerikanische Gäste lassen sich meistens die Eier per Flugzeug aus Frankreich kommen.

Wie der elektrische Strom, so werden auch die Lebensmittel für die kämpfenden an der Front reserviert. Dort erhalten die Soldaten, nach Frontberichten, genügend zu essen. Ueberhaupt aber wäre der Mangel an Lebensmitteln nicht so fühlbar, wenn die Regierung in Barcelona nicht die Politik verfolgte, eigene Lebensmittel zu exportieren, um Geld für Munitionskäufe zu erhalten. In Katalonien gibt es keine Apfelsinen, aber an den Zügen nach Frankreich hängen ganze Wagen voll mit Apfelsinen, den Primeiros, für die Frankreich oder die Schweiz besonders gute Preise zahlen. Bei dieser Sachlage kann es nicht wundernehmen, daß selbst die katalanischen Herden wenig Kriegsbereitschaft zeigen. Die Propaganda läßt sie allmählich vollkommen kalt. Sie hungern und leiden allzu lange in der Hoffnung auf Frieden. Und obwohl ihnen die Lage an den Fronten verheimlicht wird, haben sie doch selbst jede Siegeshoffnung begraben.

Nahanni-Gold! / Die drei Brüder Macleod

Der Tod droht dem weißen Mann

Dieser Tage gingen Nachrichten über große Goldfunde in Kanada durch die Zeitungen. Offenkundig handelt es sich bei diesen Nachrichten um das „Nahanni-Gold“, von dem nachstehender Tatsachenbericht erzählt.

„Nahanni-Gold ist nicht für weiße Männer! Tod droht allen, die es berühren!“ Seit Generationen wird diese Warnung im Stamme der Nahanni überliefert. Diese Indianer dulden heute noch nicht, daß Weiße ihr Gebiet, das zweimal so groß wie Deutschland ist und im Nordwesten Kanadas liegt, betreten. Eines nur gibt es, das die Rauhaut mit den Weißgehirnen in Berührung bringt — der Tausch ihrer Felle und ihres Goldes gegen Wert, Waffen und Munition. Ein einziger Weißer durfte am Rande ihres Gebietes eine Handelsniederlassung betreiben — Daniel Macleod.

Während er dort ohne seine Tauschgeschäfte machte, wurden diesem Manne drei Söhne — Charles, William und Frank — geboren, die in dem waldreichen Gebiet zu gewandten Jägern aufwuchsen und die Sitten der Indianer besser kennenlernten als die Kultur des Südens. Sie erfuhren von dem furchtbaren, geheimnisvollen Nahanni-Gold, man erzählte ihnen sogar, wo es zu finden sei. Was Wunder also, wenn sie eines Tages den Entschluß faßten, eine Expedition dorthin auszurüsten. Die Indianer boten vergebens ihre weißen Freunde, davon abzuweichen.

Die erste Expedition scheiterte bald. Auf einer Floßfahrt zerschellte das Fahrzeug, die ganze Ausrüstung verlor. Der Winter stand vor der Tür. Mitleidlos, aber nicht entmutigt, kamen die drei Brüder wieder beim Vater an. — Der alte Macleod konnte und wollte das Unternehmen nicht mehr unterstützen, aber die Brüder fanden bald einen neuen Geldgeber — Gold hat ja immer einen lockenden Klang.

Der Mann hieß Stark. Er war etwa vierzig Jahre alt und gab das Geld unter der Bedingung, daß er die Expedition begleiten dürfe. Als es zum zweiten Male losgehen sollte, wurde Charles Macleod von einem Auto angefahren, so daß er einen schweren Beinbruch erlitt. Stark wollte nicht warten, bis das Bein ausgeheilt war. Die Expedition ging ab. Man wählte diesmal einen anderen Weg, und Monate vergingen. Schließlich erhielt Charles eine mündliche Meldung. Indianer hatten eine rothgebaute Blodhütte gefunden, in der die fast vollkommen verwesten Leichen zweier Weißen lagen. Daneben hatten sie die Spur eines dritten Weißen festgestellt, der offenbar den Weg über den Telegraphfluß genommen hatte, um nach Vancouver zu gelangen.

Charles erschrak. Es gab keinen Zweifel für ihn, daß diese Nachricht seine beiden Brüder betrafte. Er besprach die Meldung mit seinem Vater. Die Ungewißheit, wie es den Brüdern gehe, war bedrückend. Aber es gab keine andere Möglichkeit, sich Gewißheit zu verschaffen, als eine neue Expedition. Der alte Macleod konnte die Fährnisse nicht mehr auf sich nehmen. Sollte Charles allein loswandern? Schließlich schickten sie an die Nahanni eine Bitte, einige von ihnen sollten Charles zur einsamen Hütte begleiten. Das hieß: die Indianer sollten ihr uraltes Gesetz brechen.

Eines Morgens erschienen zwei junge Indianer in der Niederlassung, steif und förmlich. Sie sprachen nur das Nötigste — aber schon das war den Weißen mehr, als sie erhofft hatten. Sie seien da, sagten die Indianer, Charles zu der Hütte mit

den beiden Leichen zu begleiten. Aber er müsse schwören, unterwegs nicht nach Gold zu suchen.

Man brach auf. Wochen vergingen, da war die Hütte erreicht. Charles betrat sie... Auf rothgepolsterten Betten fand er die Skelette zweier Männer. Als er sie näher untersuchte, bemerkte er etwas sehr Bedeutsames — die Rückgrate der beiden Männer waren noch hinten gekräumt. Genau dieselbe Krümmung hatte er oft genug bei Raubtieren beobachtet, die an einer Strichmivergiftung gestorben waren! So unheimlich es ihm erschien, seine furchtbare Aufgabe zu erfüllen — er tastete umher, um das zu finden, was er zu finden fürchtete. Als sie mündig geworden waren, hatte ihnen der Vater je einen Ring mit Initialen geschenkt. Und jetzt fand Charles zwei Ringe, die bewiesen, daß die Gebeine vor ihm seinen zwei Brüdern gehörten. Und das bedeutete weiter, daß der dritte, entkommene Mann — Stark war.

Charles stand einen Augenblick still. Er schwor sich, daß er Stark ausspüren würde, und sei es erst am Ende der Welt. Ermordet hat er sie, ging es ihm durch den Kopf, ermordet um des Goldes willen.

Er eilte nach Hause, um neu ausgerüstet, sofort wieder aufzubrechen. Wochenlang trieb er sich auf den Straßen von Edmonton und Vancouver herum, ohne eine Spur von Stark zu entdecken. In Prince Rupert, auf der staatlichen Goldanbaustelle, hörte er zum ersten Male von ihm. Stark war da gewesen, hatte 33 Pfund Gold in rohen Klumpen gebracht und dafür elftausend Dollar erhalten. Als der Beamte das Buch zuklappte, sagte er noch: „Was manche Purtschen nicht alles durchmachen, ehe sie hier ihr Gold abliefern! Stark ist ganz herunter. Sah furchtbar aus...“

Was tat wohl ein Mensch, dachte Charles, wenn er Geld hat und mit den Kernen herunter ist? Trinken wird er, natürlich trinken. Und so heuerte Charles nach Vancouver zurück und wanderte durch die düstersten Kneipen. Bis — ja bis er Stark fand. In einer tauglichen Kaffeebar sah er ihn an einem Tisch sitzen, er setzte sich dazu...

Ein entsetzter Ausruf Starks nahm Charles die letzten Zweifel. „Weshalb hast du es getan?“ fragte er... als schon etwas Hartes gegen seinen Kopf schlug, so daß er die Besinnung verlor.

Als er die Augen wieder öffnete, bei der Polizei vorstand, verlangte man bessere Beweise. Es wurde Charles klar, daß er allein handeln mußte. Wochen vergingen, ohne daß eine neue Spur des nun vorsichtig gewordenen Stark gefunden wurde. Doch Stark war dem Zusammenbruch näher denn je. Wie ein gequältes Tier suchte er ein Versteck auf, eine kleine Farm in der Nähe der Albertagrenze. Dort spürte ihn Charles auf.

Durch ein Fernglas sah Stark seinen Verfolger in einem Kraftwagen auf der Landstraße ankommen. Er wußte, daß es keinen Ausweg mehr gab. So rannte er zur Scheune und jüdelte sie an.

Charles sah die Flammen aufsteigen und bemerkte, wie Stark auf einer Leiter zum Heuboden hinaufstieg. Die Abflucht des Mannes war für Macleod so offensichtlich, daß er eine geliebte Wohnung auorief. Schon sprang er aus dem Wagen und rannte der Scheune zu. Doch er kam zu spät. Stark hatte sich in die Flammen gestürzt. Der letzte der Männer, die das Nahanni-Gold berührten, war tot. Der Fluch erfüllte sich.

3 Dampfer und 3 Schicksale

Operation auf dem Atlantik — Versicherung gegen Zeitleiblichkeit — Der Tod auf der Heimfahrt.

London, 11. Mai.

Tausend seltsame Geschichten von Romantik und Liebe, von heiteren Erlebnissen und tragischen Schicksalschlägen könnte man von den Menschen erzählen, die drei große Uebersee-Dampfer nach England brachten, als sie kurz hintereinander im Laufe eines Tages im Hafen von Plymouth vor Anker gingen.

Eines dieser Schiffe, der holländische Dampfer „Staten-dam“, hatte Verspätung, aber die Passagiere gingen dennoch frohen Herzens von Bord, war doch auf hoher See ein Menschenleben gerettet worden. Einer der Stewards des Dampfers war auf dem Atlantik schwer erkrankt. Der Schiffsarzt hatte festgestellt, daß nur eine außergewöhnlich schwierige Operation das Leben des Kranken retten konnte, vorausgesetzt, daß sie sofort ausgeführt wurde. Gemeinsam mit drei anderen Ärzten, die sich als Passagiere an Bord befanden, wurde in einem provisorisch hergerichteten Operationsraum der gefährliche Eingriff vorgenommen. Der Kapitän ließ die Maschinen des Schiffes stoppen, damit nicht ihr Vibriieren die Ärzte hinderte. Die Passagiere unterhielten sich nur flüsternd und warteten gespannt, ob das improvisierte medizinische Wagner-Gedächtnis würde. Der Zwischenfall hatte zur Folge, daß das Schiff mit erheblicher Verzögerung in den Heimathafen eintraf. Aber die Operation war glücklich.

Die Geschichte eines merkwürdigen Geschäfts verbindet sich mit der Landung des zweiten Dampfers, der „Jole de France“. Mit diesem Dampfer kam ein Manager nach England, der bei der Gesellschaft von London eine Versicherung abschließen wollte, die selbst für dieses Unternehmen, bei dem man sich bekanntlich so ziemlich gegen alles versichern lassen kann, einen ungewöhnlichen Fall darstellte. Er will seinen Klienten, Mr. Charles, der sich selbst gern den „Mann mit der besten Figur der Welt“ nennt, dagegen versichern, daß er diese Figur verliert. Will kleinen Summen gibt man sich, schon um der Reklame willen, dabei nicht ab. Sechs Millionen Mark soll London zahlen, wenn Mr. Atlas in den nächsten fünf Jahren ungebührlich Fett ansieht, wofür eine Prämie von über 120 000 Mark ange-

Die Verdunkelung Barcelonas ist vorerst in erster Linie eine Vorsichtsmaßnahme gegen Fliegerangriffe.

Über sie hat größere Ausmaße seit wenigen Wochen angenommen, da die nationalen Armeeverbände Truppen und andere Orte im Westen befehlt haben, aus denen Barcelona und ganz Katalonien in erster Linie den Strom bezogen. Außerhalb der katalanischen Hauptstadt gibt es nachts überhaupt kein elektrisches Licht. Da Kerzen nicht verkauft werden und Brennstoff für Petroleumlampen selten ist, müssen die Leute in kleineren Ortschaften auf dem Lande mit der Sonne zu Bett gehen oder im Dunkeln sitzen. Bedächtig um die Mitternachtsstunde wird etwas elektrischer Strom freigegeben, damit die Bäcker arbeiten können. Das elektrische Licht in den Häusern in Barcelona brennt nur in unregelmäßigen Abständen und geht meist regelmäßig in den unpassendsten Augenblicken aus. Alle Fahrströme liegen still. Dagegen ist fast alle durch elektrischen Strom betriebenen Verkehrsmittel.

Der Mangel an Verkehrsmitteln ist für Barcelonas Bürger besonders schmerzhaft. Die Stadt, deren Einwohnerzahl schon zu normalen Zeiten eine Million übersteigt, ist weit auseinander gebaut. „Ich selbst bin niemals so viel in meinem Leben zu Fuß gegangen wie in jenen Tagen“, schreibt der Berichterstatter. „Anwohner hielten deshalb ihre Privatwagen wie Juwelen, denn wenn man sie unbeaufsichtigt läßt, werden sie oft gestohlen, selbst aus den Hotels. Der Korrespondent der „Times“ mußte selbst diese traurige Erfahrung machen. Er hörte später, daß die Armee sich seines Autos bemächtigt hätte und es der britischen Abteilung der Internationalen Brigade zur Verfügung stellte, was allgemein als merkwürdiger Treppenschwanz des Geschickens besprochen wurde.“ Ein ausländischer Konsul hat kürzlich aus seinem Büro und mußte mit ansehen, wie Soldaten seinen Amtswagen auf der Straße in einen Lieferwagen verwandeln wollten. Die Omnibusse sind förmlich von der Armee seit langem requiriert, und die Untergrundbahn fährt so selten, daß nach den Worten des Engländers die Fahrgäste sich wie die Allegen an Kliefenfüßlern an die Kuhenseite der Wagen hängen. Arbeiter aus Büros und Fabriken müssen abends stundenlang warten, um von der Innenstadt in die Vororte zurückgefahren zu werden.



Ein riesiges Feuerwerk erstrahlte über der Reichshauptstadt als sich der Führer zur Reichskanzlei begab (Presse-Dollmann, Zander-Pr.)

Seite 2
ten
n April.
Mal.
in Reichs-
und Kreig-
gang auf
um rund
e winter-
rung voll-
Arbeits-
hat, geht
so 538 000
enshahen
durch die
ell. Ende
gemein-
g Dester-
st werden
102 000 in
er hat im
s der Un-
der Aus-
orden ist.
Eitauen
ngen zul-
stem Um-
e fand der
att. Auch
von dieser
uschuß
tritt am
es werden
n der Re-
Partei
der Partei
des NSDAP
Bannführer
dallen ver-
scheins. In
er hinaus
bestimmt,
unterföhren
auf Antrag
Antrag ist
zu stellen.
erden, was
Einzelfällen
die Waffen-
auszustellen.
führer, auf-
und grü-
Meer von
so viele
keinem Tage,
dem Jubel
Gehens
glühend
und zur
Hakenkreuz-
er steigert
seiner An-
sicht und die
her empör-
belten Volk.
herab nach
ihm noch
der Führer
vorbeimarsch-
nhalte“ und
die Begeiste-
ununterbro-
r mit aller-
der SS und
formationen
rgenwunsch
implah aus-
ate sich zum
eichkanzler,
enden Emp-
rdigen Tage
i drohenden
brochen don-
grühte noch
hinter ihm
fand damit
ingte
l. 11. Mai.
Rates der
Wotta das
be Neutral-
honungsloser
ga mit nach-
umgebenden
en. Die Ver-
Wahlbestim-
gemeine Ab-
schen militä-
ner fragwür-